UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

# ”…darüber muss man dichten”: Plädoyer für die theologische Bedeutung poetischer Wahrheit

**Georg Langenhorst**

**Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:**

Langenhorst, Georg. 2017. “” … darüber muss man dichten”: Plädoyer für die theologische Bedeutung poetischer Wahrheit.” In *Renaissance religiöser Wahrheit: Thematisierungen und Deutungen in praktisch-theologischer Perspektive*, edited by Ilona Nord and Thomas Schlag, 89–102. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.

**Nutzungsbedingungen / Terms of use:**

**licgercopyright**

*Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:*
***Deutsches Urheberrecht***
*Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:*
*https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/*

# »... DARÜBER MUSS MAN DICHTEN«

## Plädoyer für die theologische Beachtung poetischer Wahrheit

*Georg Langenhorst*

Ob es wirklich eine »Renaissance religiöser Wahrheit« gibt, sei hier dahingestellt und dem Diskurs überlassen. Spannender scheint die Frage, in welcher *Sprache* sich eine derartige Renaissance realisieren würde. Schließlich wird ein und dasselbe Klagelied[1] nun schon seit Jahrzehnten wieder und wieder angestimmt: Die von Theologie und Religionspädagogik gleichermaßen verwendete religiöse Sprache stehe »unter dem Verdacht des Informationsverlusts« und »der Immunisierungstaktik«; man beantworte »kirchlicherseits« Fragen, »die sich die Menschen so gar nicht stellen«; religiöse Sprache zeichne sich durch ihre »Erfahrungsferne und Formelhaftigkeit aus«; generell gäbe es eine »Abneigung gegenüber den schal gewordenen Vokabeln« wie »Demut«, »Dienst« oder »Gehorsam«.[2] All diese Zitate sind inzwischen fast 45 Jahre alt. Sie stammen aus dem 1972 erschienenen Buch *Sprachprobleme im Religionsunterricht* von Hans Zirker.

## 1. Wahrheit nach Massgabe des »Theotops«?

Der Befund hat sich – wie Stefan Altmeyer in seiner ausführlichen Studie zur *Fremdsprache Religion* differenziert aufzeigt – seitdem offensichtlich kaum verändert, höchstens verschärft in Bezug auf Reichweite und Allgemeingültigkeit. Die »Defizitdiagnose religiöser Sprache in ihrer Doppelstruktur aus Sprachverlust und Sprachlosigkeit« stellt demnach »so etwas wie eine kritische Konstante«[3] in religiösen Zustandsbeschreibungen unserer Epoche dar. Mit der Analysekategorie »Sprachkrise« bleibt man jedoch an der Oberfläche. Der Glaube daran, eine nur bessere, heutigere, gegenwartsnähere Sprache könne das Problem der Glaubensvermittlung, der Glaubensermöglichung lösen, hat sich als falsch erwiesen. Die Diagnose greift zu kurz. Sprache und Denken,

---

[1] Vgl. Georg Langenhorst, Sprachkrise im »Theotop«? Zur Notwendigkeit radikaler Neubesinnung religiöser Sprache, in: RpB 69 (2013), 65–76.

[2] Hans Zirker, Sprachprobleme im Religionsunterricht, Düsseldorf 1972, 17; 21; 22; 51; 79; 80.

[3] Stefan Altmeyer, Fremdsprache Religion? Sprachempirische Studien im Kontext religiöser Bildung, Stuttgart 2011, 15.

Sprache und religiöse Vorstellungen, Sprache und Glaube sind viel zu eng ineinander verwoben, als dass man nur eine sprachliche Oberfläche verändern müsste, um einen immer gleich bleibenden Kern zugänglich zu machen.

Es geht nicht um bloße Aktualisierung, nicht um eine angepasste, ästhetisch aufgehübschte Neuverpackung. Vielmehr haben wir es zu tun mit einer grundsätzlichen Ohnmachtsspirale religiöser Rede: Wie soll ich in Sprache fassen, was ich letztlich nicht verstehe? Wie soll ich verstehen, wofür ich letztlich keine Sprache habe? Diese Spirale ist nicht leicht aufzusprengen. Denn: In Sprache und Denksystem verbleiben Theologie und Religionspädagogik im Normalfall ausschließlich innerhalb eines Theotops[4] – ein Begriff, den ich mir mit semantisch eigener Füllung von Friedrich Wilhelm Graf ausleihe. Unter einem »Biotop« versteht man einen ganz spezifischen Lebensraum, in dem nur genau dafür geeignete Pflanzen oder Tiere leben können. So ähnlich geht es der Kirche. Traditionell Gläubige sind Bewohner eines engen, gut gehegten Bereiches theologischer Selbstverständigung. Sie wissen, wie man sich darin verhält um zu leben und zu überleben, welche Sprache benutzt wird, im besten Falle auch: was sie bedeutet. Dieses Theotop hat seine Notwendigkeit und Berechtigung, keine Frage, aber immer deutlicher werden seine dreifachen Grenzen.

Zum Ersten leben nach Auskunft sämtlicher empirischer Studien innerhalb dieses Theotops immer weniger Menschen. Das Theotop schrumpft. Vor allem die Zahl von Kindern und Jugendlichen, die in diesem Theotop aufwachsen und dort auch bleiben, nimmt ständig ab.

Zum Zweiten wird es immer schwerer, die Binnensprache und die Binnenregeln des Theotops und seine Inhalte nach außen zu vermitteln, zu übersetzen. Systematische Theologinnen und Theologen verstehen sich meistens in erster Linie als »Hüter des Theotops« nach innen, kaum als Vermittler des Theotops nach außen.

Zum Dritten jedoch wird auch die Binnenverständigung in diesem schrumpfenden Theotop immer fraglicher. Theologische Sprache verkommt zur »Fremdsprache«, religiöse Rituale und Riten werden mehr und mehr unverständlich, religiöse Praxis schmilzt ab. Die zu vermittelnde »Wahrheit« wird nicht in Frage gestellt, verliert aber völlig an Bedeutung und praktischer Lebensrelevanz.

Mag also sein, dass es innerhalb des Theotops eine »Renaissance religiöser Wahrheit« gibt: Im Leben der meisten Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen hinterlässt sie keine Spuren. Die Abbrüche allein der Sprachwelten sind zu radikal und unumkehrbar. Ein Ringen um Wahrheit müsste sich auf andere Sprache und Realität einlassen. Wie aber könnte das möglich werden? Bietet die literarische Sprache einen Weg zur Sensibilisierung? Bietet der Zugang über poetische Formen der Spiegelung, Gerinnung und Gestaltung von Realität eine eigene Chance?

---

[4] Vgl. FRIEDRICH WILHELM GRAF, Tumult im Theotop. Akademische Theologie in der Krise, in: FAZ, 21.02.2008.

## 2. LEIDEN AN DER »UNZULÄNGLICHKEIT ÜBER GOTT REDEN ZU KÖNNEN«

*Eine* Grenze des Verstandes hat sich seit Menschengedenken als unüberwindbar gezeigt: So alt die Idee ist, dass es Götter, dass es einen Gott gibt, so alt ist die schmerzhafte Erfahrung, dass man ihn im Letzten nicht »verstehen« kann. Die Dogmatik hat dazu einen Lehrsatz entwickelt, der zu dem mystischen Sprachmittel des Paradoxons greift. Denn das ist schon paradox: Ein Lehrsatz definiert, dass etwas nicht zu definieren ist! So nämlich hat das zweite Lateran-konzil im Jahr 1215 die Lehre von der *analogen Erkenntnis* formuliert: »Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.«[5] Das heißt aber doch: Was immer unser (geschöpflicher) Verstand ausdenken mag über Gott (den Schöpfer): Es ist immer mehr falsch als wahr! Stets ist die Unähnlichkeit, das Unpassende größer als das Ähnliche, Passende. Und doch können wir nur so »Gott denken«! Und doch *dürfen* wir so von Gott denken, denn eine andere Denkart ist uns nun einmal nicht gegeben!

Theologische Wahrheitsdiskurse sind an diese Vorgabe gebunden. Die damit benannten Grenzen der Sprache erfahren aber gerade jene als besonders schmerzvoll, die um dieses rechte Wort ringen: die Dichter. Ein eindrückliches Beispiel kann das belegen. Die Ordensfrau Silja Walter (1919-2011) war eine Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Literatur. Ihr Vater, streng katholisch, war ein erfolgreicher Verleger, Urtyp des Firmengründers in der industriellen Aufbruchszeit, ein Patriarch, Nationalrat, Offizier, Vater von neun Kindern. Das jüngste der Geschwister, der einzige Sohn Otto F. Walter (1928-1994), neun Jahre jünger als die Zweitälteste Silja, wurde Verlagslektor und erfolgreicher Romancier, brach aber völlig mit der Welt, für die sein Vater stand: mit der Welt des Unternehmertums, der Bürgerlichkeit, des Katholizismus. Sie selbst, Silja, trat nach akademischer Ausbildung im Alter von 29 Jahren in das kontemplative Benediktinerinnenkloster Fahr bei Zürich ein, wo sie bis zu ihrem Tod in strenger Klausur lebte.

Als Ordensfrau Schwester Maria Hedwig verfasste sie weithin beachtete Lyrik, Oratorientexte und religiöse Spiele oder Erzählungen, um den Sinn klösterlich-kontemplativen Lebens in der heutigen Zeit zu verdeutlichen. Für unsere Fragestellung zentral: Im Jahr 1982 führte sie ein Aufsehen erregendes Radiogespräch mit ihrem Bruder, aufgezeichnet bei ihr, im Kloster, ein Jahr später veröffentlicht unter dem Titel »Eine Insel finden«. Was für eine Konstellation: Hier sie, die in Klausur lebende Nonne; dort er, der jüngere Bruder, der Religion völlig entfremdet, sozialistisch-politisch engagiert, vom Leben desillusioniert, aber weiterhin kämpferisch aktiv im Einsatz für eine bessere Welt. 20 Jahre lang hatten sie einander nicht gesehen. Zwei Welten, zwei unterschiedliche Le-

---

[5] HEINRICH DENZINGER, Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrmeinungen, Freiburg [43]2010, hrsg. v. Peter Hünermann, Nr. 806, 337.

benserfahrungen prallen aufeinander, verbunden durch die erinnerte geschwisterliche Sympathie und die gemeinsame Kindheitserfahrung, die beide jedoch völlig anders erlebt und in Erinnerung behalten haben. Die Themen des Gespräches ergeben sich wie von selbst: das Elternhaus, die so eigenständig verlaufenden Lebenslinien, der Sinn des Schreibens, die unterschiedlichen Auffassungen über Religion, über das Christentum, über die konkret erfahrene Welt des Katholizismus.

Im Kern des Gespräches aber geht es um die *Gottesfrage*: Silja Walter will dem Bruder ihre Welt, ihren Glauben, ihren Weg ins Kloster und ihr Leben dort verständlich machen. Doch wie erklärt man religiöse Überzeugungen? Es fallen offene Worte ehrlichen Ringens und Suchens. Silja Walter gesteht ganz offen: »Ich kann das Absolute nicht beschreiben. Und trotzdem. Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden. Nicht Begriffe, nein, vor allem nicht alte Begriffe. Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache. Ich bemühe mich vielmehr um das Finden von neuen Bildern, Symbolen. [...] Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Und unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich.«[6]

Die »Unzulänglichkeit über Gott reden zu können« und das Leiden an dieser Unzulänglichkeit – schlimm, wenn Theologen und Religionspädagoginnen, Religionslehrer und Seesorgerinnen dieses Gefühl *nicht* kennen oder nicht zulassen! Die bleibenden Grenzen der Sprache zu spüren und gerade nicht zu verstummen, dieser Balanceakt bleibt schwierig. Gewiss kann man aus guten Gründen mit dem Philosoph Wittgenstein zu dem Ergebnis kommen: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen!«[7] Das ist menschlich verständlich und für einen Philosophen eine redliche Option. Nicht aber für Menschen, die in der Religionsergründung und -erschließung arbeiten! Für uns gilt der mühsame Weg, den auch Silja Walter beschritten hat, »das Finden von neuen Bildern, Symbolen«, selbst wenn dieser Prozess immer vom Scheitern bedroht ist.

Denn auch in dem skizzierten Gespräch zwischen Bruder und Schwester Walter bleiben die noch so redlichen Bemühungen vergebens. Der Bruder, der Vertraute, versteht die Schwester nicht: »Ich sehe ihn nicht, ich sehe diesen Gott nicht.«[8] Auch Siljas Gedichte, die eindrücklichen Zeugnisse des Suchens nach einer angemessenen Rede von Gott, bleiben ihm fremd. Das Ringen um eine sprachliche Beschreibung des Absoluten, das Scheitern am eigenen Anspruch, das trotz aller Ernüchterung unermüdliche Suchen: All das kann man bei Silja Walter paradigmatisch nachlesen und lernen. Doch mehr noch: »Lieber nicht von Gott reden, als in der alten, verdreschten, verbrauchten Sprache« – was für eine Mahnung an Theologen, Prediger, Religionslehrende!

---

[6] SILJA WALTER, Die Fähre legt sich hin am Strand. Ein Lesebuch, hrsg. von Klara Obermüller, Zürich/Hamburg 1999, 150f.

[7] LUDWIG WITTGENSTEIN, Logisch-philosophische Abhandlungen – Tractatus logico-philosophicus [1]1922, Frankfurt 2001, 178.

[8] WALTER, Fähre, 161.

## 3. Poetische Sprache? Religionspädagogische Zugänge

Dennoch: Wie viele andere auch verweigert sich Silja Walter dem Diktum Wittgensteins. Wenn es derzeit eine »Renaissance religiöser Wahrheit« gibt, dann spräche das dafür, dass sich viele mit der Folgerung, dass man »darüber schweigen« müsse, »wovon man nicht sprechen« könne, entgegenstellen. Aber wie? In welcher Sprache? In der Sprache von Philosophie und definitionsversessener Systematischer Theologie? Silja Walter zeigt einen anderen Weg. Man kann ihn so beschreiben: »Worüber man nicht sprechen darf, darüber muss man dichten«! Die Sprache der Dichtung bietet einen eigenen Zugang zu letzten Wahrheiten. Wenn es eine Sprachform gibt, die den Grundregeln der analogen Gottesrede entspricht, dann die der Poesie. Und wenn es ein »Organ« der menschlichen Sensibilität für diese Dimensionen gibt, dann ist dies der sogenannte »Möglichkeitssinn«.

Dieser Begriff geht zurück auf den österreichischen Schriftsteller Robert Musil (1880–1942). Gewiss, so Musil am Anfang seines 2000-Seiten Romans *Der Mann ohne Eigenschaften*, benötigen wir Menschen einen »Wirklichkeitssinn«, also das Gespür für Fakten, Tatsachen, Empirie. Das aber ist für Musil genauso wie für unsere Argumentation letztlich zweitrangig. Dieser erste zu fördernde »Sinn« ist nur Grundlage für das, was das Besondere von – Musil interessierend – Literatur, aber analog betrachtet eben auch das Besondere von Religion ausmacht. Genau hier prägt Musil den hilfreichen Begriff des *Möglichkeitssinns*. Damit bezeichnet er die zentrale Fähigkeit, »alles, was ebenso gut sein könnte« wie das Bestehende, »zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist«. Das so benannte, fiktiv erahnte Mögliche könne man – so Musil weiter in erstaunlich religiös gestalteter Begrifflichkeit – sogar »die noch nicht erwachten Absichten Gottes« nennen, denn es habe »etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt«.[9] Gerade die Kraft von Visionen dessen, was sein *könnte*, zeichnet also den Möglichkeitssinn aus.

Was lässt sich davon auf religiöse Lernprozesse übertragen? Der Glaube an Gott lässt sich gewiss in vielerlei Hinsicht mit dem Wirklichkeitssinn erschließen: im Blick auf die historische Entfaltung des Monotheismus in der Geschichte des Volkes Israel, im Nachspüren des Lebens Jesu, in der Erforschung der Kirchengeschichte, in objektiven Methoden der Archäologie, der Textwissenschaften und der empirischen Sozialforschung. All das wird aber allein zum Kern des Gottesglaubens nicht vordringen können. Der auch in religiöser Hinsicht unverzichtbar zu fördernde Wirklichkeitssinn bedarf grundlegend der Er-

[9] Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1]1930–1943, hrsg. v. Adolf Frisé, Reinbek 2001, 16.

gänzung um den Möglichkeitssinn, ohne ihn ist eine religiöse Existenz unmöglich. Gerade für Kinder[10] wird ein Schwerpunkt religiöser Erziehung und Bildung auf diesem Bereich liegen. Dabei wird religiöse Erziehung Hand in Hand gehen mit den anderen Bereichen, die den Möglichkeitssinn im doppelten Bezug auf Wahrnehmung und Ausdruck stimulieren: allen voran die Leseförderung, die musikalische Erziehung und die künstlerische Ausbildung.

Zum »Diskursort« religiöser Wahrheitssuche wird so aber in neuem Maße der Bereich der Dichtung, vor allem der Lyrik. Besonders dort, wo sich die Poesie selbst direkt mit religiösen Themen befasst, wird ein eigenes, überaus reizvolles Sprachfeld betreten. Die Kulturwissenschaften sprechen seit geraumer Zeit grundsätzlich von einem *religious turn*, einer Hinwendung zur Religion in der Gegenwartskultur, die sich vor allem im Bereich der Literatur niederschlägt.[11] Zwei ganz unterschiedliche aktuelle Zeugnisse sollen im Folgenden exemplarisch beleuchtet werden. Wie wird dort poetisch »die Wahrheit verdichtet«? Schauen wir zunächst auf einen vielbeachteten Lyriker evangelischer Provenienz.

## 4. CHRISTIAN LEHNERT: DIE SILBE GOTT LEER ZU HALTEN UM DEN PREIS DES VERSTEHENS

Christian Lehnert (*1969) lebte und arbeitete seiner eigenen Benennung zufolge lange Zeit in einer Doppelexistenz als Schriftsteller und als evangelischer Pfarrer[12] in der Nähe von Dresden. Nach vier Jahren als Studienleiter an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg wurde er 2012 zum Geschäftsführer des liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig ernannt, wo er seitdem arbeitet. Seine mehrfach preisgekrönten Gedichtbände sind geprägt von lyrischen Beerbungen und Umdeutungen von Religion.

Lehnert gehörte als Jugendlicher zu der Randgruppe der zentral vom evangelischen Christentum geprägten DDR-Bürger, obwohl er – zwar getauft – in einem religionsfernen Klima aufwuchs. Über die Sprache sei er als Jugendlicher zum Glauben gekommen, über den Sog der Bibel, über die Faszination einer ganz anderen Art, die Wirklichkeit zu deuten, so erzählt er im Gespräch.[13] Den Plan, wie die Eltern Medizin zu studieren und Arzt zu werden, gibt er auf, wen-

[10] Vgl. GEORG LANGENHORST, Kinder brauchen Religion. Orientierung für Erziehung und Bildung, Freiburg 2014.

[11] Vgl. ausführlich: GEORG LANGENHORST, »Ich gönne mir das Wort Gott«. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, Freiburg 2014.

[12] Vgl. CHRISTIAN LEHNERT, Choräle dichten? Ein Arbeitsjournal, in: PETRA BAHR, Protestantismus und Dichtung, Gütersloh 2008, 123–131, hier 125.

[13] Vgl. ILKA SCHEIDGEN, Das leere Gefäß, in: Publik-Forum 23/2012, 49–52.

det sich stattdessen der Theologie zu. Einen Teil seines Theologiestudiums verbringt er in Jerusalem. Die Auseinandersetzung mit dem Judentum bestimmt von dort aus genauso eine Grunddimension seiner Gedichtbände wie das melancholisch-verzweifelte, ringende Suchen nach einem oft nur als abwesend erfahrenen Gott. In *Der gefesselte Sänger* (1997), *Der Augen Anfang* (2000), *Ich werde sehen, schweigen und hören* (2004), *Auf Moränen* (2008), *Aufkommender Atem* (2011) und *Windzüge* (2015) zeigen sich immer wieder lyrische Anspielungen wie die auf eine alptraumartig aufgerufene »Nacht eines Gottes, der nie war«[14].

Der 2004 publizierte Gedichtband nimmt – neben einem fünfteiligen Karfreitagszyklus *passio*[15] und drei Gedichten zu *Abraham*[16] – eine Reihe von kontrafaktorischen Neuverdichtungen zu den Melodien klassischer evangelischer Kirchenlieder auf, die nun allerdings ganz anders klingen. Aus »Du bist gegenwärtig« wird bei Lehnert »Gott ist hier und nirgends«, wird »Luft, die alles füllet, / Leere ohne Namen«[17]. Aus »Ein feste Burg ist unser Gott« wird »In dieser Kirche ohne Gott«[18]. Lehnert ringt um die Möglichkeit von glaubwürdigen Choraltexten für unsere Zeit, »ohne Kompromisse, ohne Verbiegungen, ohne mich vereinnahmen zu lassen, voller Skepsis gegenüber der Sprache und voller Vertrauen in sie«[19]. Im Gedichtband *Auf Moränen* tauchen erneut solche Texte unter dem Titel *Nur einen Augenblick noch* auf, aber auch 24 Vigilien, die sich mit Person und Theologie des Paulus beschäftigen.

Auffällig: Lehnert verweigert sich in seinen frühen Bänden einem einfachen Gebrauch des Wortes »Gott«. Gerade als Theologe kann er es sich nicht einfach »gönnen«, im Gegenteil: Er kreist um dieses Wort, vermeidet es, verbietet sich den schnellen Zugriff. »Ich sammle Wörter auf wie die Reste von Hausmüll«, heißt es in dem Gedicht *Das Tal*.[20] Und unter solchen Wörtern befindet sich auch die Vokabel »Gott«, wie folgt etwa in ein Gedicht hineingenommen: »Hocke ich allein mit der Silbe / ›Gott‹, zu nichts zu verwenden, / sie nur leer zu halten um den Preis / des Verstehens.«[21] Gott, ein Wort ohne Bedeutung, zu nichts zu gebrauchen, aber zu schützen! Wie bei keinem seiner Generationsgenossen finden sich bei Lehnert so Texte des suchenden Ringens, der Verweigerung von

---

[14] CHRISTIAN LEHNERT, Ich werde sehen, schweigen und hören. Gedichte, Frankfurt 2004, 10.
[15] A.a.O., 53–62.
[16] A.a.O., 64–66.
[17] A.a.O., 48.
[18] A.a.O., 50.
[19] LEHNERT, Choräle, 127.
[20] CHRISTIAN LEHNERT, Auf Moränen. Gedichte, Frankfurt 2008, 107.
[21] Ebd.

Zugriff und Affirmation. »Redebrocken von Gott« aus »Sprachnot«[22] hat der Germanist Gerhard Kaiser diese Gedichte genannt, Transformationen von mystischer Lyrik unter dem Vorzeichen negativer Theologie.

## 5. SELIGPREISUNGEN: ZUSPRUCH EINER UNBEGRÜNDBAREN WÜRDE

Ein ganz eigener Ton bestimmt jene Gedichte, die Lehnert angesichts der Geburt und der ersten Lebensmonate seiner Tochter geschrieben hat. Der folgende, ohne Titel abgedruckte Text stammt aus einem Zyklus mit dem Titel *Angesicht zu Angesicht*, gewidmet »Estella, in ihrem ersten halben Jahr«[23]:

Selig, die etwas anfängt und nie zu Ende bringt,
die das Rad nicht kennt und keine Schrift,

die nichts vom aufrechten Gang weiß und mit vier
freien Händen nach dem Mond greift. Selig

die Wissende, die das Wasser vom Festland
nicht unterscheidet, die nichts erinnert als die Dauer

eines ruhigen Pulses, die Unaufhörlichkeit von Tag
und Nacht, die sie in meinen Augen sieht und

leichtsinnig glaubt. Selig, die ein Brummen beruhigt
in der Dunkelheit über dem hallenden Schmerz

im Leib. Selig, die von der Stimme in der sie
wochenlang schwamm, das Heimweh der Laute lernte.

Eine erstaunliche dichterische Variation auf die Seligpreisungen der Bergpredigt (Mt 5,3–12)! Angesichts des neuen menschlichen Lebewesens an seiner Seite wählt der Dichter dieses rhythmisch fließenden Textes einen ruhig pulsierenden Ton ehrfürchtigen Staunens. Wo Jesus die Marginalisierten, Verzweifelten und Trauernden »selig preist«, verschiebt Lehnert die Perspektive. Auch hier gilt sie jemandem, der anders ist als die Norm – aber dieses Anders-Sein wird gerade zum Anlass der Preisungen. Denn es handelt sich um ein Kleinstkind, gerade erst geboren. Und dessen Anders-Sein ist »selig« – nicht auf Leistung und Erfolg bezogen (»nichts zu Ende bringt«); ohne Wissen um Bildungsgut und kulturelle Konventionen (»Rad«, »Schrift«, »aufrechter Gang«). Stattdessen ist es unmittelbar in seinem buchstäblichen »Be-greifen«, misst Zeit nach natürlichem, vom Vaterblick vorgegebenen Rhythmus; lässt sich von sanfter Stimme beruhigen; erinnert sich unbewusst an den im Mutterleib gehörten Klangpuls von Ruhe und Heimat.

---

[22] GERHARD KAISER, Christliche Gedichte? Zur Lyrik Christian Lehnerts, in: Geist und Leben 81 (2008), 87–98, hier 87.

[23] LEHNERT, Auf Moränen, 114.

So ist dieses Gedicht eine neue und deshalb den Blick verschiebende poetische Seligpreisung, die danach zurückfragt, was »selig« eigentlich bedeutet, wie man diese Kernvokabel neutestamentlicher Botschaft auch außerhalb der üblichen theologischen Sprachspiele aussagen kann. Selig: Was hieß es damals, wie kann man es heute verstehen? Nicht als »glücklich«, nicht als »im Jenseits kompensatorisch belohnt«, nicht als »bevorzugt« – Negativabgrenzungen sind leicht. Wie aber lauten heute verständliche Übersetzungen? Von Lehnerts Text aus wird deutlich, dass »selig« auch im neutestamentlichen Sinne eine andere Seinsform als die normale, konventionell vertraute, in unserem Alltag übliche beschreibt. Und diese verfügt – wie in den biblischen Originalen – über einen eigenen Wert, eine eigene Schönheit, die sich gerade nicht funktional oder final auflösen lässt. »Selig« ist ein unbedingt geltender *Zuspruch* von Würde und Segen, der keiner Begründung oder Vorbedingung bedarf. Und dieser Zuspruch wird gerade jenen zuteil, die ihn besonders benötigen, weil sie nichts haben, durch das sie sich nach den Maßstäben von Erfolg und irdischem Glück auszeichnen könnten. Darin liegt die von Jesus verkündete Umkehrung der Verhältnisse: Man kann und muss sich den *Zu*spruch nicht durch Erfüllung von *An*sprüchen verdienen! Lehnerts Gedicht wird so zur theologischen Sprachschule.

## 6. Gott als Präposition

Wie ein geistliches Tagebuch liest sich der folgende Gedichtband Lehnerts, *Aufkommender Atem*. Ein Zyklus unter dem Gesamttitel *Trost* findet sich hier, einige Naturgedichte, vor allem aber mit Datum quer über das Jahr 2009 versehene Texte, in denen sehr genau Beobachtetes, Erlebtes und Gedachtes verdichtet wird. Dabei greift er überraschend auf alte Formen von Reim und Strophik zurück. So etwa bleibt der 07. September 2009 in Erinnerung:[24]

Woran soll ich mich halten in der Fülle
aus Möglichem und des Geschehenen?
Was ich auch immer glaube, ist die Hülle
um etwas Unhaltbares – nie gesehen
und doch schon als Erinnerung erkannt?
Wie Feuer Seide frißt, wie eine Hand
ins Leere greift im Schlaf, ist stets ein Rest,
der sich nicht mitteilt – im Gebet, ein Fest?

Das hier beschworene Nicht-Greifbare, Unhaltbare, die Realität Übersteigende bestimmt den Hallraum seiner Verse, die nun immer wieder Gott auch direkt benennen können. Eine ganz eigene Form mystischer Poesie entsteht so, nicht für katechetische Zwecke, sondern als Spiegelung einer gläubigen Existenz, die sich dieser Lebensform immer wieder neu selbst bestätigen muss. Gott wird

[24] Christian Lehnert, Aufkommender Atem. Gedichte, Berlin 2011, 63.

zwar benennbar, aber nur im Modus von Ortlosigkeit und Unbestimmbarkeit. Er entzieht sich der Begreifbarkeit: »Es ist Gottes Tun, das ich nicht fasse / und das mich birgt, das um mein Leben ringt«,[25] kann es in einem dieser Gedichte heißen, »Gott sei in mir? Ein reines, leeres Feld, / das nichts behält?«[26] in einem anderen, das letztlich im Gestus des Fragens verbleibt.

Ein weiterer Text aus diesem Band verdeutlicht die unaufgebbare Notwendigkeit der Vokabel »Gott« in diesem Prozess. »Sprechend spüre ich, daß mein Kopf ein Kokon ist. / Er birgt eine Larve, die ihre Gestalt sucht: / Ihretwegen gibt es die Präposition Gott.«[27] Gott, kein Nomen aus der Alltagsgrammatik; aber auch kein Tätigkeitswort, wie es einst Kurt Marti forderte! Eine Präposition – ein nicht flektierbares Verhältniswort, dass nur im Zusammenhang mit Nomen bedeutungstragend werden kann, etwa kausale oder modale Beziehungen stiftet. Ein kühner Gedanke: Nur dank der Präposition »Gott« kann aus der im Kopf geborgenen Larve eine Gestalt werden, ein Schmetterling. Lehnert versucht nicht mehr oder nicht weniger als eine »Resakralisierung der Poesie«[28], so der Literaturkritiker Michael Braun in einer Besprechung des Bandes in der *NZZ*. Lehnerts mystische, christentumsgesättigte Texte bleiben rätselhaft, verweisend, mehrdeutig. Gerade darin bestätigen sie auch die Sprachregeln der analogen Rede, gerade so verdichten sie eine eigene Dimension der theologischen Wahrheitsrede.

## 7. SAID: RENITENTE GEBETE IM GOTTZWEIFEL

Betreten wir poetisch, gesellschaftlich und religiös eine andere literarische Welt, die von SAID (*1947). 1965 kam er als Student nach München. Aufgewachsen ist er in Persien, in der Hauptstadt Teheran. Ein Muslim? Ja und nein: »ich persönlich habe diese religion nie praktiziert« schreibt er 2005 in dem autobiographischen Essayband *Ich und der Islam* – wie fast stets in seinen Werken als Kennzeichnung dichterischer Sprache in durchgängiger Kleinschreibung. Gleichwohl ist ihm klar: »vom sozialen umfeld her bin ich ein muslim. denn meine kindheit fand in einem islamischen land statt.«[29] Kaum war SAID in Deutschland angekommen, nahm das Regime des 1953 an die Macht gekommenen Schahs mehr und mehr die Züge einer rücksichtslosen Diktatur an. In der diktatorischen Todesmaschinerie werden Freunde und Verwandte SAIDs verhaftet, gefoltert, ermordet. An eine Rückkehr des politisch aktiven jungen Mannes ist nicht zu denken. Aus dem Auslandsstudium wurde erst ein Asyl, dann ein Exil. Seine hier entstehenden Texte stammen so aus einem Niemandsland

[25] A.a.O., 23.
[26] A.a.O., 69.
[27] A.a.O., 88.
[28] MICHAEL BRAUN, Sakralisierung der Poesie. Neue Gedichte von Christian Lehnert, in: NZZ, 12.11.2011.
[29] SAID, Ich und der Islam, München 2005, 8f.

zwischen Orient und Okzident – heimatlos, zerrissen, gerade so brückenbauend.

Im Jahr 2007 sorgten Texte SAIDs für Aufsehen und Diskussionen. Nicht um Liebe oder Politik kreisten die nun vorgelegten Gedichte, sondern um Religion. *Psalmen* nennt er seine 99 Gedichte, im Titel ein bewusster Bezug zu den alttestamentlichen Gebeten, in der Zahl eine Anspielung auf die v.a. im Islam bezeugte Tradition der »99 schönen Namen Gottes«: »ich bitte dich oh herr / verrate mir alle deine Namen / auch den letzten / den verborgenen«,[30] heißt es im allerersten Psalm. Den hundertsten Namen Gottes aber kennt der Mensch nicht. Er bleibt unaussprechbar, ist er doch jener, um den nur Gott selbst weiß. Analoge Rede auch hier: Dem Menschen bleibt der Zugang zu den immer wieder neu benannten, sich stets nur annähernden 99 Namen, näher wird er Gott nicht kommen. Die in dem Band perlenschnurgleich aufgereihten Texte – entstanden eigener Aussage zufolge in einem Zeitraum von über elf Jahren – versuchen auf ganz eigene Weise diese Namen Gedicht für Gedicht, Psalm für Psalm durchzubuchstabieren.

Nach Lob, Preis und Dank wird man in den Psalmen SAIDs lange suchen, dieser Duktus interessiert den Dichter nicht. Durchaus findet man Bitt- und Klagetexte, für SAID sind die Psalmen jedoch vor allem eines: Texte der Rückfrage an Gott und der *Einforderung* des Eingreifens Gottes. In der christlichen Spiritualität hat sich erst in den letzten Jahren die vom Alten Testament gebotene Einsicht durchgesetzt, dass Klagen einer der Grundvollzüge einer lebendigen Gottesbeziehung sein kann. Aber »Einforderung«? Tatsächlich leben die biblischen Psalmen auch von diesem Sprachduktus: Gottes ausbleibende Hilfe wird nicht nur beklagt. Sein wirksames Handeln wird nicht nur erfleht, erbeten und erhofft, sondern konkret eingefordert. Diese spirituelle Haltung ist allerdings im Christentum, geschweige denn im Islam, kaum entwickelt. Zwar sind die Psalmen als biblische Gebete im Islam durchaus bekannt, sie gehören aber kaum zu den spirituellen Grundtexten. Warum? Die »islamische Tradition erlaubt es nicht, mit Gott zu hadern, weswegen Mystiker auch heute im Iran scharf angegriffen werden«,[31] erklärt SAID – obwohl oder gerade weil derartige spirituelle Haltungen und Sprachformen in der islamischen Mystik durchaus verbreitet waren und sind. SAID beruft sich denn auch selbst auf die große Tradition der persischen Mystik. Er schreibt sie auf seine Weise kreativ fort in die deutschsprachige Literatur des 21. Jahrhunderts.

Alle 99 Psalmen richten sich in direkter Anrede an den »herrn«. SAID gibt aber offen zu, an den Gott der monotheistischen Religionen nicht glauben zu können, bestenfalls auf der Suche nach ihm zu sein – ohne die Erwartung zu haben, ihn wirklich finden zu können. Die direkte Anrede an den kaum für

---

[30] SAID, Psalmen, München 2007, 7.

[31] SAID, Ich fordere mehr von Gott. Gespräch mit Claudia Mende, in: Publik-Forum, 11/2008, 70–72, hier 70.

existent gehaltenen Gott dient ihm dazu, »Gefühle wie Wut und Zorn auszudrücken«. Er will diesen »Gott auf Augenhöhe [...] auf die Erde bringen«[32], um von ihm Gerechtigkeit einzufordern. Genau das also findet sich in diesem Gedichtband: ganz eigen-artige, heutiger Spiritualität verpflichtete Psalmen, in Form von »renitenten Gebeten«[33], ausgespannt im Hallraum von religionsübergreifender Mystik, Islam, Judentum, Christentum und Humanismus. Texte der Suche und des Zweifels, nicht der Sicherheit und des Findens; Texte des Verlangens und der Sehnsucht, nicht des Wissens und der Glaubensgewissheit.

Nicht um satirische Transformation von Psalmen geht es hier also, nicht um zynisch-spielerische Beerbung – sehr wohl aber um eine stark eigengeprägte Form der Anknüpfung, um eine Wiederaufnahme einer lange Zeit unterbrochenen Beziehung: »herr / lass uns das gespräch wiederaufnehmen / nach langem erzwungenem schweigen«,[34] dichtet SAID, und an anderer Stelle: »gewähre mir die gebärden / die mir in deiner abwesenheit gewachsen sind«[35]. Blicken wir auf ein erstes Beispiel:

herr
verlange nicht von mir
über den umweg der sünde
zu dir zu gelangen
vielleicht genügen uns meine abgründe
die mich zu deinen füßen führen
und sieh die vögel
die vor dem stein der kinder zum himmel auffliegen
als wären sie bestrebt
mich dir näherzubringen

Dieser erste Beispieltext meditiert in ruhigem Bedenken die Beziehung des Gedichtsprechers zu dem angeredeten »herrn«. Die knappen, karg gesetzten Textzeilen ziehen den Leser hinein in eine den Psalmen vergleichbare rhythmisierte Sprachmelodie. Dennoch geht es nicht um Bestätigung, sondern um Gegenrede. Ein klassisches christliches Theologumenon wird zurückgewiesen: Der Weg des Menschen zu Gott müsse nicht über »den umweg der sünde« führen. Die Beziehung zu Gott könnte ja auch allein aus den erfühlten »abgründe[n]« im Selbst wachsen. Das Bild der von dem Steinwurf aufgeschreckten Vögel, die zum Himmel emporfliegen, wird zum Vorbild eines möglichen Aufstrebens des Menschen zu Gott.

Kritischer, kantiger wirkt ein zweites Beispiel:[36]

---

[32] Ebd.

[33] Alle: SAID, Das Niemandsland ist unseres. West-östliche Betrachtungen, München 2010, 9.

[34] SAID, Psalmen, 9.

[35] A.a.O., 20.

[36] A.a.O., 60.

herr
gib dass ich unbelehrbar bleibe
mich vor der kompatiblen vernunft schütze
und deren postmodernen furien
so dass ich meine erregbarkeit nicht verliere
denn dann verlöre ich auch dich
höre auf mich
oh herr
nicht auf diejenigen
die auf dich hören
denn sie sprechen
von einer mischung aus gott und vernunft
nützlich und konvertierbar

Immer wieder greift SAID diejenigen an, die sich im Besitz Gottes glauben, die vorgeben, Gottes Willen zu kennen und auszuführen, die »gottesbesitzer« aller Couleur und Konfession, vorgeblich ihrem Glauben treu ergeben, in Wahrheit aber Heuchler und (Selbst-)Betrüger: »doch befragen sie nie ihren gott / denn sie fürchten seine antwortlosigkeit«,[37] heißt es in einem anderen Gedicht. Selbsterklärte Gottes- und Sprachbesitzer, unfähig oder unwillig, die Grundregeln der analogen Gottesrede zu beachten: Sie verstoßen gegen den Respekt vor Gott. Wir christlichen Theologinnen und Theologen sind dabei explizit mitgemeint!

SAIDs Psalmtexte sind auf mehreren Ebenen lesbar: Im Wissen um den Hintergrund des Verfassers kann man sie zum einen als kontrafaktische Gegenrede zu den biblischen Psalmen lesen, die im Spiegel der fiktiven Anrede des »Herrn« eigene Gefühle, Gedanken, Überlegungen in Sprache bringen. Das – gegebenenfalls gebets*förmige* – Gedicht wäre so gesehen eine legitime und zwangsläufige Erbform des klassischen Gebets. Die biblische Sprachfolie wäre dann vor allem eine Quelle sowohl ästhetischer wie existenzieller Anregung, die jedoch ganz eigenständige, die geistige Welt der Vorlagen verlassende Texte anstößt. Genauso gut lassen sich SAIDs Psalmen jedoch als Zeugnisse *innerhalb* einer Gottesbeziehung lesen und deuten, in der Klage und Einforderung eben jener Platz zukommt, der ihnen auch in der Bibel selbst gewährt wird. Folgt man dieser Lesart, so liegen hier Zeugnisse des Ringens um eine neue Gottesrede vor, aus tief verstricktem spirituellem Engagement heraus. Dann geht es um eine Gottesbeziehung, die von Auseinandersetzung und Konflikt bestimmt ist, von Unsicherheit und Zweifel, von Trotz und Erwartung gegen alle Erfahrung. Die Texte lassen beide Lesarten zu.

[37] A.a.O., 92.

## 8. AUSBLICK: POETISCHE WAHRHEIT?

Christian Lehnert und SAID zeigen exemplarisch auf, dass es im Raum der Gegenwartsliteratur tatsächlich so etwas gibt wie ein Ringen um Wahrheit im Zeichen der Gottesfrage. Zahlreiche weitere Beispiele ließen sich nennen. Die dort aufscheinende poetische Wahrheit lässt sich nie abschließend bündeln. Sie bleibt vielgestaltig, umkreisend, andeutend, verweisend. In ihren ständig neuen Versuchen, über das, »wovon man nicht sprechen kann« poetisch zu reden, geben derartige Texte der Theologie und Religionspädagogik wichtige Anstöße. Geradezu idealtypisch verdeutlichen sie, was das Grundgesetz der analogen Rede auszeichnet. Mit ihnen wird auf eigen-artige Weise der Möglichkeitssinn angeregt, das sprachliche Herantasten an die Möglichkeit, dass es Gott geben könnte und dass er sich uns und wir uns ihm zumindest annähern können.

Nein, diese Sprache ist nicht die heutiger Kinder und Jugendlicher, auch nicht die der meisten Erwachsenen. Sie »holt sie nicht dort ab, wo sie stehen«. Sie zeichnet sich durch ihre eigenen Sperrigkeiten und Sprödigkeiten aus. Gleichwohl bricht sie aus den Mauern des Theotops aus. Sie versucht neue Verständigungswege nach innen und nach außen. Und vielleicht sind ihre Wege der Verdichtung von Wahrheit einladender, anregender und herausfordernder. Der Versuch lohnt sich, von ihnen aus heutige Menschen zur Wahrheitssuche und Wahrheitsbenennung einzuladen.